

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Betrachtungen von heute
Autor: Beran, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

solange ich Sie traurig sehe, habe ich keine Zeit, über mich selbst nachzudenken.“

Frau Madeleine erwiderte daraufhin

nichts. Der Abendwind zog und zupfte so heftig an ihrem Schleier, daß sie Mühe hatte, sich seiner Aufdringlichkeit zu erwehren ... (Schluß folgt).

Mond

Der Mond, das bleiche Himmelslicht
Gehet auf ob Streitzerrissner Welt.
Still träumt sein schweigendes Gesicht,
Wo tags der Lärm der Schlacht gegellt.

Manch totenfarbnes Antlitz staunt
Aus blutigem Grund zu ihm empor,
Stumm wie er selbst. Der Nachtwind raunt
Im Waldlaub und im Binsenrohr.

Der Mond legt seinen Silberschein
Am Berg um einen Tannenschlag,
Dann in ein dunkles Tal hinein.
Das wird so hell wie fast am Tag.

Und fürbaß stetig, weit und weit,
Und noch ein Dorf und noch um eins
Spinnt er die stille Heiterkeit
Des zorn- und haßlos kühlen Scheins.

Aus Brandruinen stieg noch Rauch,
Ein Schuß fiel, zwiefach nachgehallt.
Nun schwand das auch, nun schweigt das auch —
Sagt, wird bald Friede? Friede — bald?

Ernst Zahn, Goelshenen.

Betrachtungen von heute.

Nachdruck verboten.

1. Des Krieges Antlitz.

Wir kennen es nicht. Wir glauben es zu sehen in seiner Schrecklichkeit; aber es erscheint uns geschmückt mit Wappen und Fahnen, von Dichtung und Denkmalkunst aufgeschminkt mit soldatischen Tugenden und Feldherrnruhm. Wir wissen wenig von seinem Haß; denn würde uns dieser zu lebender Erkenntnis, kein Krieg wäre mehr möglich. Und bald würde niemand mehr an ihn glauben, wie der Genesene den überstandenen Schmerz sich nicht mehr vorzustellen vermag. Wir sehen des Krieges Antlitz durch die Röte der Siegeshoffnung, durch die Trübe des Vergeltungswillens. Wir kennen es nicht.

Nicht die, die hinter blaurauchiger Scheibe in Zeitungsmeldungen ihm nachspüren, nicht wer im Schützengraben seinem Willen dient, noch wer bei häuslicher Sorge die Seinen bezittert und beweint. Jeder lebt nur sein kleines Anteilstück am schrecklichen Ganzen. Und der Stratege, der das große Spiel zu schieben wähnt, vergißt, daß seine Ziffern Menschen sind, daß's nicht wissen, und auch er kennt des Krieges Antlitz nicht.

Kampflust schmückt sich den Krieg,

Kampfmuß müht sich — in der Zange des Zwangs — ihm Erträglichkeiten abzugewinnen.

Aber die Wirklichkeit ist tausendfach hart, bitter und weh. Not und Not, Wunde und Wunde. Ein Aufklaffen von Gegensätzen, ein Zerfägen aller Brücken des Verstehens. Jedes ragende Haupt gebeugt oder dahingemäht. Ein Muß von unerträglicher, empörend widriger Häßlichkeit.

Das Schlimmste aber ist der Sieg. Er drängt den Besiegten zur Rache, dem Sieger bläht er die Kampflust. Der Akford zu so gewaltigem Mißlingen heißt nicht Sieg. Menschlich gütiges Wiederverstehen allein vermag da zu lösen.

Und wir erkennen sein Antlitz nicht. Trotz Feldbrief und Schlachtkritik, trotz vielstelliger Streckenmeldung der Führer und Hallali der Schiffe ersäufenden Torpedoschüssen. Man liest. Man hört. Man weiß nichts! Von Anfang an nicht und auch jetzt nicht. Wer dabei und wer davon ist, keiner überschaut und überfühlt das Schmerzbild des Ganzen.

Wer einmal eine schlimme Nachricht miterlebt hat, das jähe Erschrecken, wenn

es die Nächsten traf, das Erschrecken über das Unvermeidliche, durch den Krieg Bedingte! Wie ein Loch riß es in den dichten Vorhang, dahinter trotz Feuer und Lärm doch fern und wenig erkennbar um's Leben gespielt wird, wozu der Haß die Regeln schreibt.

Mag gut sein für jene, die am Geschehen nichts ändern können und innerlich ferne davon rücken — fast erträglich ferne.

Mag gut sein für die, die mitten darin stehen, so nahe, daß die ganze Landschaft des Schreckens ihnen unüberblickbar bleibt und unüberblickbar auch der lange Weg, den sie noch zu mühen haben.

Aber erkennen sollten die, deren Worte wiegen und deren Gedanken führen. Warum wagen sie nicht von Anbeginn, die zerfetzten Leiber, die Trümmer, in jedem Auge Haß, in jeder Geste Rohheit zu glauben? Warum haben sie sich ein Bildchen gemalt: das Ungeheuer verkleinert und verkleidet. Warum verkünden sie nicht, daß dem Krieg nicht und nirgend Gegenwert ersteht?

Das Schlimmste aber ist der Sieg. Der ersehnte, verherrlichte, durch alle Künste verklärte Sieg, den jedes Volk von seinem Gott erfleht. Der neuen Krieg und neues Morden unweigerlich in seinem Jubelzug voranträgt. Der zwecklose Ohnmacht opferstärkeren Ringens lügend überträgt. Den einen zum Raub, den andern zur Rache vergiftet.

Ob man wohl einst lernen wird, die Verantwortung zu messen, sie zu teilen auf die Schultern aller, die so bitter schwer das Geschehen tragen müssen? Dann würde jeder sein Stück Furcht und Leid bringen und sein Stück Güte und Einsicht auch. Und was die Macht einzelner nicht vermochte, vermag dann vielleicht die einige Ohnmacht vieler. Und dann ...

Utopien! Mag sein! Aber eine Utopie kann manchmal ein Ziel sein. Wie der Stern dem nächtlichen Fahrer der See; er erreicht ihn nie, aber er hält in scharfer Geraden auf ihn zu.

2. Der Fremdling.

Was jung ist, muß heute sterben. Dafür dürfen halbversunkene Begriffe aufstehen. So der Begriff des Fremdlings,

der unheimliche anders geartete Auchmensch. Der Feind, morgen vielleicht der Sieger oder der Sklave. Wieviel näher rückt uns heute dieser Begriff aus seiner fernen Vergessenheit? Die Zeit der Schlagbäume ersteht von neuem, und man sieht sich nach dem Wegzöllner um. Auch den lächerlich grimmigen Zensor, dieses verstaubte Bühnenrequisit, hat man wieder mal auf einen Stuhl gesetzt, und man versucht dabei, wichtig dreinzuschauen.

Der Kredit, dieser feingebaute Mechanismus modern reger Wirtschaftlichkeit, hat zu funktionieren aufgehört. Wie eine Wanduhr zu gehen aufhört und zur leichtsinnigsten Morgenstunde plötzlich stehen bleibt.

Eine Reise ins Ausland ist, wie einst, ein höchst gefährliches, umständliches Unternehmen.

Tausende sind in Geschäften, zum Vergnügen, zur Erholung, zum Studium, zum Besuch außer Landes gewesen. Sie mußten dieses selbstverständliche Vertrauen mit Verfolgungen, Gefahren, Entbehrungen und Gefangenschaft büßen. Wer wird sich so bald wieder solchen Möglichkeiten aussetzen wollen? Wer wieder dem Ausland Kredit gewähren? Die nie berechenbare Politik kann jederzeit wieder den Ausländer zum Gefangenen, das Kreditguthaben zum Verlust stempeln.

Welcher Erfinder wird wieder sein geistiges Eigentum einer Staatsregierung anvertrauen, wenn er fürchten muß, daß es im Kriegsfall als gute Prise erklärt wird? Was an geschriebenen und ungeschriebenen Verträgen und Satzungen bestand, hat dieser Krieg weggefegt. Der kunstvolle Bau neuer Zivilisation hat seinem Ansturm ebensowenig standgehalten wie die feingliedrige Gotik uralter Bauten.

Neutralität, Privateigentum, persönliche Freiheit, das Leben von Nichtkämpfern, Patentrecht, Einbürgerungsdekrete und Sanitätsflaggen: alles zerfegt und von Soldatenstiefeln zertreten!

Die Grenze. Sie war noch ein Wort — Begriff. Eine Gelegenheit, mit schlauer Miene ein paar Zigarren oder einen Fegen Seide vor der höflichen Brille des

Zollspottbeamten zu verstecken. Heute ist sie auf einmal wieder da, eine starre, stachelige Wirklichkeit. Unübersteigbar. Diese unscheinbare, punktierte Linie der Landkarte — man durfte sie im Schlafwagen ungeweckt übergleiten — hat jetzt wieder ihre Bedeutung vom Mittelalter, ist eine bewaffnete Verschanzung geworden, bedeutet ein Weltende, und dahinter liegt das Geheimnis — der Friede gar — oder der Krieg der andern.

Neue Schrecken und Gefahren bedrohen die Schiffahrt. Erloschene Leuchfeuer, treibende Minen. Und was von Menschen und von Gütern den Gefahren des Ozeans entrinnt, landet bei der Gefahr der Gefangenschaft und der Beschlagnahme.

Die Technik hat uns Eisenbahnen geschenkt, Dampfschiffe und Flugzeug. Sie hat uns geholfen, Berge zu durchbohren und Ströme zu überbrücken. Die Technik hat sich auch im Krieg bewährt. Sie hat uns mit Geschützen, Geschossen und Minen, mit Kriegsschreß aller Art nur allzu reich beschenkt. Die Technik hat sich auch im

Krieg bewährt — aber die Menschen haben versagt.

Wissenschaft, Kunst und Dichtung, deren Erkenntnis und deren Ausdrucksmöglichkeit für menschliche Sehnsucht zuerst geholfen haben, Scheidewände zu sprengen und Grenzen zu durchbrechen, sie sind herabgestiegen, sie haben sich zum großen Haufen gesellt. Und heute helfen sie, häßliche Mauern immer höher türmen, die den Ausblick hemmen. Welche drohen, jedwedes Volk absperrend zu umschließen und hilflos allein zu lassen.

Man wird einander wieder suchen, und man wird einander wieder finden. Aber neue Pfadsucher wird man brauchen, wo früher die breite Heerstraße ging. Kühne Schwimmer mit starken Armen, die das Wagnis wagen, in ein Meer von Mißtrauen zu tauchen. Denn, wer von draußen kommen wird und was von draußen kommen wird, und trüge es auch unverkennbar den versöhnenden Ausdruck des zitternd jungen Friedens, ihm wird die Marke anhaften: Der Fremdling.

Felix Beran, Zürich.

Abschied.

Skizze von Elisabeth Görres, Friedrichshagen.

Nachdruck verboten.

Heute noch konnte es kommen oder morgen! Viele Herzen schlugen beklommen beim Ernten der reichen Kornfelder, und fieberhaft schafften die Hände. Kriegszustand! Seit gestern mittag hingen die großen gelben Zettel mit der unheimlichen Botschaft in allen Gemeinden, und trotz diesem lähmenden, schrecklichen, beklommenen Warten dachten die Bauern und ihre kräftigen Söhne, die morgen schon die Scholle verlassen konnten nach dem Rufe des Kaisers und dann vielleicht nie mehr wiederkamen, an das kostbare Gut, das draußen auf den Feldern in schwerer Fülle der Schnitter harrete: das Brot für Monate der Schrecken, des Entbehrens, die bereit waren aus dem sicheren Tor, das jenes einzige, eine, furchtbare Wort einschlagen würde, über sie hereinzufallen ...

Heute würde es kommen oder morgen! Der junge Gutsherr, der nach einigen jugendlichen Garnison- und Studentenjahren als Mann zurückgekehrt und fest

mit seiner Scholle zusammengewachsen war, stand stark und steil mitten unter seinen Leuten auf seinem Acker und warf die goldenen Garben auf die Leiterwagen. Dabei ruhten seine guten und ernstesten blauen Augen auf den Feldern, den Wiesen, den Wäldern, denen er mit soviel Mühe und Liebe untertan gewesen war, und seine Gedanken gingen hin und her, mit Zukunft und Vergangenheit spielend. Unter der tausendjährigen Linde da unten in seinem alten Garten lag seine Frau und das junge Kind, das sie aus dem Leben gerissen hatte nach kaum zwei kurzen herzlich und verständnisvoll zusammengelebten Jahren. Einige Jahre zuvor war seine Mutter ruhen gegangen. Der Tod all dieser Geliebten hatte eine leise Leichtsinnsnote bei ihm ausgelöscht und die kräftige, fast leidenschaftliche Liebe seiner Vorfahren zu ihrer Scholle in ihm gelöst, die er ohne Mühe auch seiner noch jungen Schwester, der stillen nachdenklichen Gefährtin seiner Einsamkeit, einpflanzte. Die liebe Scholle!